

Gottesvolk als Lerngemeinschaft

Zur Kirchenwirklichkeit im Buch Deuteronomium

Das Deuteronomium versteht sich als »Tora«. Das Wort ist schwer zu übersetzen. Traditionell ist »Gesetz« die Übersetzung. Vom Inhalt her könnte man von Israels »Sozialordnung« sprechen. Doch eine dritte mögliche Übersetzung ist »Lehre«. Und sie ist sehr sinnvoll. Im Buch Deuteronomium »lehrt« Mose Israel am Abend vor seinem Tod, wie es vor Jahwe richtig leben soll. Unter diesem Aspekt der Lehre soll im folgenden versucht werden, einen Blick auf die im Deuteronomium zutage tretende alttestamentliche »Kirchenwirklichkeit« zu werfen. Im Deuteronomium wird gelehrt, und es wird zugleich vorausgesetzt, daß Israel ein »lernendes Gottesvolk« ist.

Die Problematik, die dahintersteht, ist von der unseren vielleicht gar nicht so weit entfernt. Denn wir fragen uns heute ja sehr sorgenvoll, wie wir in unserer hochkomplexen Gesellschaft den Glauben überhaupt noch an die nächste Generation weitergeben können. Sowohl das Erziehungssystem (speziell die Schule) als auch das früher allmächtige Intimsystem Familie versagen heute, wie die Erfahrung zeigt, angesichts der Aufgabe, die Jugend in ein Leben des Glaubens hineinzusozialisieren. Auch das immer mächtiger werdende eigene gesellschaftliche Subsystem der in sich kreisenden und den Erwachsenen direkt gar nicht mehr zugänglichen Jugendkultur oder Jugendszene wird von ganz anderen Bereichen her gesteuert und hat höchstens in einigen Randsphären (Taizé zum Beispiel) etwas mit Glauben zu tun, sonst führt es eher davon weg in glaubensfremde Wertewelten hinein.

Auch im Israel, genauer: im Juda des siebten Jahrhunderts, also der ausgehenden »Königszeit«, war die Weitergabe des Jahweglaubens in eine Krise geraten. Sie gelang nicht mehr richtig. Weder die Schulen noch die Familien schafften es.

Denn Schulen gab es damals durchaus. Schulen hatte es schon in vorstaatlicher Zeit gegeben. Schülerübungen, die bei Ausgrabungen gefunden wurden, beweisen es. Etwa im 8. Jahrhundert scheint dann die Alphabetisierung sprunghaft zugenommen zu haben. Elementarschulen gab es wohl allerorten, bis in die letzten Vorposten der Zivilisation in der südlichen Wüste (Ausgrabungen in Kuntilat-Ajrud beweisen es). In wichtigeren Städten gab es Schulen mittlerer Art, die für Verwaltungs- und Offiziersberufe ausbildeten. In Jerusalem, in Palast und Tempel, waren Schulen, wo man auch fremde Sprachen lernte und für Regierungämter, Diplomatenkarriere und hohe Priesterfunktionen erzogen wurde. André Lemaire hat vor kurzem geschrieben, gegen Ende der Königszeit hätten in Juda wohl alle Eltern, die es wünschten, ihre Söhne in die Schule schicken können.

Nur: Hat man in diesen Schulen den Jahweglauben gelernt? Natürlich war dieser Glaube bei dem, was man in den Schulen tat, wie selbstverständlich dabei. Vermutlich hat man Leben und Schreiben mit Hilfe von Sprichwortsammlungen gelernt. Die, welche in Jerusalem benutzt wurden, dürften uns noch erhalten sein: in Spr 10–29. In ihnen wird auf eine intensive und uns leider ganz abhanden gekommene Weise dem jungen Menschen »Welt« vermittelt, in all ihrer Rationalität und in all ihrer Unbegreiflichkeit. Und Jahwe kommt wie selbstverständlich darin immer wieder vor. Und doch kann man dann seine Fragen bekommen. Die Knaben lernten zum Beispiel, Briefe zu schreiben. Zum Briefformular gehörte am Anfang der Segenswunsch für den Empfänger, und der enthielt natürlich auch den Namen des Gottes, an den man glaubte. Aus dem schon erwähnten Kuntilat-Ajrud kennen wir das Briefformular, das dort eingeübt wurde. Seine Segensformel läßt sich so rekonstruieren: »Ich spreche dir Segen zu vom Jahwe von Samaria und von seiner Aschera.« Über Einzelheiten der Übersetzung kann man streiten. Noch größer ist der Streit darüber, was unter der »Aschera« verstanden werden muß. Ist es eine Götting, und dann natürlich Jahwes göttliche Ehefrau? Oder ist es ein »Kultpfahl« (so übersetzt die Einheitsübersetzung das

Wort an vielen Stellen sicher zu Recht), der neben dem Jahwealtar in den Heiligtümern stand? Oder gilt beides zugleich? Auf jeden Fall begegnen wir hier im 8. Jahrhundert am Rande der Sinaiwüste keineswegs jener Orthodoxie, die dann am Ende des 7. Jahrhunderts den judäischen König Joschija leitete, als er nicht nur im ganzen Land die Ascheren umhauen ließ, sondern überhaupt alle Heiligtümer, seien es Jahweheiligtümer oder Orte der Verehrung anderer Gottheiten gewesen, dem Erdboden gleichmachte und die Jahweverehrung allein auf den Tempel von Jerusalem konzentrierte.

Die Schule von Kuntilat-Ajrud (der andere durchaus geglichen haben mögen) war ein ganzes Stück von solchem rechtem Glauben entfernt. In ihr wehte internationale und pluralistische Luft. Neben den Schreibübungen, die uns das Briefformular offenbaren, finden sich auch Übungen aus dem Zeichenunterricht. Da sieht man zum Beispiel zwei Darstellungen des ägyptisch-internationalen bisexuellen Gottes Bes mit einem mächtigen männlichen Glied zwischen den Beinen.

Das während der staatlichen Zeit immer stärker ausgebaute Schulsystem war also keineswegs prinzipiell antijahwistisch. Andererseits war es offenbar kaum ein Ort, wo man sich darum bemühte, den jungen Menschen in den Glauben Israels einzuführen. Eher wurden ihm von dem dort gepflegten Lebensgefühl der internationalen Weisheit her unmerklich die Plausibilitäten des Jahweglaubens entzogen. War die Lage also so viel anders als bei uns?

Nun zu den anderen denkbaren Orten der Glaubensweitergabe: Familie und Gottesdienst an den Heiligtümern. Das sind natürlich die uralten Orte der religiösen Sozialisation. Diese geschah allerdings kaum durch eigentliches »Lernen«, sondern einfach durch aneignendes Mitleben. Sicher gab es auch einige Texte, die man kannte, etwa Lieder und Gebete. Überdies gab es so etwas wie Rollenträger des Jahweglaubens: die Leviten und die Propheten. Für die Leviten fehlt uns aus dieser Periode fast jede Information. Die Propheten hatten für ihren Nachwuchs vermutlich so etwas wie eigene Schulen, doch nur für ihn. Die Familie wandte sich an den nächsten erreichbaren Propheten, wenn jemand krank wurde, oder auch bei anderen Nöten, etwa wenn Eselinnen entlaufen waren. Der Prophet betete dann zu Jahwe, sprach ein klärendes oder helfendes Wort, heilte den Kranken. Bei solchen Gelegenheiten ist sicher auch immer wieder ein Stück neuer Jahweplausibilität in die einzelne Familie eingezogen.

Diese unreflexe und selbstverständliche Weitergabe des Jahweglaubens durch den normalen Lebensvollzug dürfte allerdings ebenfalls, je mehr die staatliche Zeit voranschritt, immer mehr in die Krise geraten sein. Es gibt da Bedenkliches, gerade in den Familien, auch in den Heiligtümern auf dem Land und in der Stadt. Die Frauen fanden immer mehr Geschmack daran, Rosinenkuchen für die Himmelskönigin zu backen, den Fruchtbarkeitsspendenden göttlichen Abendstern. Im Hinnomtal vor Jerusalem übergaben selbst Könige von Juda ihre Babys den heiligen Flammen, um Moloch zu besänftigen, den König der Totenwelt, den kinderfressenden Morgenstern. Die Heiligtümer wurden mit neuen Kultsymbolen und Riten ausgestattet – wohl nie direkt gegen Jahwe, aber neben ihm oder ihn uminterpretierend.

Und das ging parallel mit Änderungen in jener Sphäre, die wir »Gesellschaft« nennen. Die wenigen Propheten Jahwes, die öffentlich gegen die Ausbeutung und Verelendung der unteren Klassen und gegen den menschenmordenden Spaß an der großen Politik und am Kriegeführen auftraten, die an das alte Ideal einer egalitären Jahwegesellschaft erinnerten, blieben Einzelgänger. Die Masse der Propheten hatte sich angepaßt und lieferte die angeforderten Heilsorakel. Die Lehrer an den Schulen rümpften die Nase über die altmodischen Jahwefanatiker. Die königliche Polizei zwang noch jeden wirklichen Jah-

wepropheten bald in den Untergrund, falls man nicht gleich zu Festnahme und Hinrichtung schritt. In einer solchen Welt konnte eine gewissermaßen »natürliche« Weitergabe des Jahweglaubens nicht mehr wirklich greifen. Sie wurde zu einer prekären Sache. Dort, wo gelernt wurde, in den Schulen, wurde nicht der Glaube gelernt. Dort, wo er ohne Lernsysteme einfach im Vollzug des Lebens hätte weitergegeben werden können, entschwand er fast unbemerkt allmählich aus der Gestalt des Lebens.

Genau in diese kritische Situation hinein spricht das Deuteronomium und versucht, auf neue Weise das Jahwevolk zu revitalisieren. Eines seiner Charakteristika ist, daß es um des Jahweglaubens willen die Lehre und das Lernen propagiert.

Ein Rückblick

Um das in die Zeit zwischen 8. und 6. Jahrhundert zu setzende deuteronomische Phänomen recht zu begreifen, muß man zunächst noch einmal zurückblicken: bis zu David und Salomo, die um das Jahr 1000 v. Chr. lebten. Diese beiden bedeutenden Männer haben etwas völlig Neues in die Geschichte Israels hineingebracht. Sie haben Israel zum Staat gemacht.

Das palästinensische Imperium der Philister hatte sich darangemacht, die allein personal, nicht territorial definierbaren Jahwestämme aufzusaugen. David rettete die dezidiert antifeudale und antistaatliche, akephal-segmentäre Stämmegesellschaft Israel, indem er sie in einen Territorialstaat mit Hauptstadt, Führungselite und stehendem Heer verwandelte. Dieser Staat umfaßte dann bald nicht mehr nur die alten Jahwestämme. Trotzdem wurde Jahwe als Staatsgott über ihn gesetzt. Jahwe erhielt einen neuen, nationalen Kult in Jerusalem, später dann auch in Betel und Dan, den Königsheiligtümern des Nordreichs. Jahwes altes Interesse an einer gerechten Gesellschaft wurde nicht in Frage gestellt. Vielleicht meinte man sogar, ihm stünde in dem neuen Machtgebilde ein besserer Verwirklichungsrahmen zur Verfügung. Salomo betrieb auch eine literarisch erstaunlich hochstehende Staatspropaganda (uns noch greifbar in Texten wie der Ladeerzählung, der Geschichte vom Aufstieg Davids, der Josefsnovelle, ja wohl dem ganzen jahwistischen Werk). Diese Propaganda verstand es, den neuerrichteten Staat geradezu als das geheime Ziel aller bisherigen Wege Jahwes plausibel zu machen. Die zu ihr gehörenden Schriften mögen in den höheren Schulen Jerusalems dann zum obligaten Lesepensum oder doch mindestens zum Bibliotheksbestand gehört haben.

Die Rechnung Davids und Salomons ging, wie sich allerdings erst nach einiger Zeit zeigte, nicht auf. Die Struktur »Staat« hatte ihre eigene, nicht zu den Intentionen der früheren Jahwegesellschaft passende Dynamik. Es entstanden Schichten und Klassen. Der Unterschied von Reich und Arm wurde immer größer. Nach dem Untergang des Nordreichs und seiner Eingliederung in assyrisches Reichsgebiet war auch das Südreich als Satellitenstaat der assyrischen Oberhoheit unterworfen. Juda war außenpolitisch unselbständig, wurde wirtschaftlich ausgebeutet und stand unter massivem assyrischen Kulturdruck. Dieser erstreckte sich gerade auch ins Religiöse hinein. Jahwes Prestige ging unter, selbst bei den einfachen Leuten. Die Frauen Jerusalems begannen, der Himmelskönigin Rosinenkuchen zu backen. Die Gesamtsituation war pluralistisch geworden.

David und Salomo hatten sich also geirrt. Oder war ihr Ansatz doch nicht völlig falsch gewesen, und nur unterwegs hatte man Fehler gemacht? Von einer solchen Annahme sind wohl die Könige Hiskija von Juda (um 700 v. Chr.) und Joschija von Juda (zweite Hälfte des 7. Jh. v. Chr.), mit denen wir die deut-

onomische Reform verbinden müssen, und der von ihnen beschäftigte Braintrust, der das Deuteronomium und das, was man als »deuteronomistisch« bezeichnet, zumindest in seinen vorexilischen Bestandteilen produziert hat, ausgegangen.

Sie waren offenbar der Meinung, man könne ruhig beim Staat bleiben. Nur müsse man ihn so ummodellieren, daß die Prinzipien der alten, vorstaatlichen Jahwegesellschaft in ihm wieder gelebt werden könnten. Geschehe das, dann werde auch wieder Segen über das Land kommen. Sie wollten versuchen, das, was sich im Laufe von vierhundert Jahren Staatlichkeit immer deutlicher als Antithese zum ursprünglichen Israel gezeigt hatte, jetzt doch noch einmal in eine Synthese hineinzuzwingen. Ihr Projekt war eine nationale Bekehrung zur Jahwegesellschaft im Rahmen eines Jahwestaates.

Man griff also auf das mit der radikalen Alleinverehrung Jahwes gekoppelte Gesellschaftsideal der vorstaatlichen Zeit zurück. Man entnahm es Texten und Dokumenten, vielleicht auch hartnäckigen Familientraditionen, die sicher teilweise im Untergrund, über die Zeiten des Staates hinweggerettet worden waren. Man versuchte aus solchen Erinnerungen heraus den Staat so umzumodeln, daß er, ohne aufzuhören, Staat zu sein, doch zugleich wieder neu als Jahwegesellschaft bezeichnet werden konnte. Dem diene vor allem die Zentralisation des Jahwekultes in Jerusalem. Sie mußte zu einem Neubeginn im gottesdienstlichen Verhalten führen. Dem diene dann die Schaffung eines Gesetzeskorpus, das die Rechtsstrukturen der Frühzeit wiederbelebte und sie zugleich den neuen Verhältnissen anpaßte. Dem diene schließlich eine theologische Systematik, vor allem mit Hilfe des damals durch Assur modisch gewordenen Bundesgedankens. Sie verband sich mit einer ganz neuen, am assyrischen Prunkstil geschulten rhetorischen Sprache. So erhielten die alten, in der Bevölkerung kaum noch erinnerten Traditionen plötzlich Strahlkraft, Kohärenz und Durchsichtigkeit. Alles schlug sich nieder in dem wirklich erstaunlichen Buch Deuteronomium.

Da im folgenden bestimmte Texte aus diesem Buch vorgestellt werden sollen, vorher noch eine Zwischenbemerkung! Das Buch hat dann später, nach dem trotz der joschijanischen Reform eingetretenen Untergang auch des Staates Juda (586 v. Chr.) im babylonischen Exil eine weitere Geschichte gehabt. Die Kreise, die es in Jerusalem geschaffen hatten, haben in Babylonien daran weitergearbeitet. Nach der erhofften Heimkehr aus dem Exil sollte es die Basis eines dann wieder neu zu errichtenden Staates »Israel« werden. Für uns ist es im einzelnen oft schwer zu klären, was im Buch Deuteronomium schon aus vorexilischer, was erst aus exilischer Zeit stammt. Ich nehme deshalb im folgenden das Buch und seine Lernkonzeption als eine Einheit. Das muß keine Verfälschung sein, da unter den hier interessierenden Gesichtspunkten, soweit wir es beurteilen können, kein eigentlicher Bruch feststellbar ist.

Gesellschaftskonstitution durch Glaubenlernen

Wie konnte man die neue gesellschaftliche Konzeption, die man im Deuteronomium entworfen hatte, dieses »Volk Gottes als Staat«, auch in den Hirnen der Menschen durchsetzen? Das war eine der entscheidenden Fragen, vor denen man stand.

Natürlich stand dem Staat die Macht zur Verfügung. Bei Joschija wuchs sie im gleichen Maße, in dem die Macht des zerfallenden Assyrierreiches entschwand. Trotzdem konnte für so etwas reiner Zwang nicht genügen. Es ging ja um die Schaffung eines neuen Bewußtseins. Und hier ist nun die Stelle, wo erstmals in der Geschichte Israels zugunsten des Jahweglaubens geradezu technokratisch zum Lernen gegriffen wurde.

Der »Toratext« und »Bundestext«, auf den Joschija und sein Staatsvolk im Jahre 622 v. Chr. im Tempel von Jerusalem den Eid schworen (2 Kön 23,1–3), begann wahrscheinlich mit dem berühmten »Schma Israel« = Dtn 6,4–9. Das ist nun zugleich der deuteronomische Schlüsseltext zum Glaubenlernen:

Höre, Israel!

Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig!

Darum sollst du Jahwe, deinen Gott, lieben

mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft!

Und diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte,

sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen.

Du sollst sie deine Söhne wiederholen lassen.

Du sollst sie rezitieren,

wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst,

wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst.

Du sollst sie dir als Zeichen ums Handgelenk legen.

Sie sollen zum Schmuck auf deiner Stirne werden.

Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses schreiben,

ja an die Wände deiner Stadttore.

Wer ist hier angeredet? Nach dem Anfang des Textes zweifellos ganz Israel, also alle in Israel. Jeder also soll »diese Worte« auswendig kennen – denn das meint die hebräische Wendung, daß sie auf dem Herzen geschrieben sind, gewissermaßen auf den Schreiftafeln des Herzens. In Dtn 30,14 heißt es, das »Wort« sei dem Israeliten ganz nah und vertraut, denn es sei »in seinem Mund«, er pflege es zu rezitieren, und das könne er, weil es – zuvor schon – »in seinem Herzen« sei, weil er es auswendig kenne.

Um welches »Wort« handelt es sich? Was sind die »Worte, auf die« Mose »dich heute verpflichtet«? In dem Text aus Dtn 30 ist es zweifellos das ganze deuteronomische Gesetz. Hier in Dtn 6 liegt es zwar nah, vom späteren jüdischen Brauchtum der Tefilin und der Mesusah her nur an die vorangehenden Sätze von Jahwe, dem einzigen Gott Israels, und vom Gebot der Gottesliebe zu denken, vielleicht auch noch an den im Kapitel 5 stehenden Dekalog. Aber eine genauere Untersuchung der deuteronomischen Terminologie zeigt, daß auch hier das ganze deuteronomische Gesetz gemeint war, zumindest der Text von Kapitel 5 bis Kapitel 26. Natürlich ist das Bekenntnis zur Einzigkeit Jahwes und die Forderung der Liebe zu Jahwe gewissermaßen das Zentrum dieses Gesetzes, in dem schon alles andere mitenthalten ist. Aber wenn hier sehr konkret vom Auswendigwissen gesprochen wird, dann sind nicht nur zwei kleine Verse gemeint. Gemeint ist ein recht umfangreicher Text, der gelernt werden muß.

Deshalb wird sofort vom Lehren und Lernen gesprochen. Die heranwachsende Generation soll sich den Text des Deuteronomiums mit jenen Techniken aneignen, die in den Schulen üblich sind. Soll das vielleicht in den Schulen selbst geschehen? Eher sind die Väter angesprochen, obwohl die Rede von den »Söhnen« in jener Kultur nicht eindeutig ist. Denn auch die Lehrer in der Schule wurden als »Väter« und die Schüler als deren »Söhne« bezeichnet. Trotzdem ist offenbar nicht an den speziellen Ort der Schule und an spezielle Unterrichtszeiten gedacht. Vielmehr soll dieses gemeinsame Rezitieren des Textes gewissermaßen allgegenwärtig vor sich gehen. In der Dimension des Raumes: sowohl zu Hause, im privaten Bereich, als auch auf der Straße, wenn man sich in der Öffentlichkeit bewegt. In der Dimension der Zeit: abends bis zum Schlafengehen und morgens sofort wieder vom Aufstehen an. Hier ist offenbar an

eine Jugend gedacht, die sozialisiert wird, indem sie neben den Eltern herläuft und deren Leben mitlebt. Das dabei beständig weiter geführte Rezitieren des Glaubenstextes wird recht bald den Charakter des gleichsam schulischen Lernens verlieren und zu einem gemeinsamen lauten Meditieren werden, dem mittelalterlichen Rosenkranzbeten vergleichbar, dem Aufsagen der neunundneunzig Namen Allahs bei den Moslems oder dem Psalmenaufsagen der ägyptischen Anachoreten beim Mattenflechten.

Schließlich wird der Text sich selbst beim Atmen sprechen. Man lebt in ihm wie in einer Landschaft. Er bringt sich auch von außen immer wieder in Erinnerung. Denn vorn am Turban, den man nach dem Ausweis assyrischer Reliefs damals in Juda als Kopfbedeckung trug, soll der Israelit sich eine Brosche anstecken, die ihn als jahwezugehörig zeichnet – genau so, wie die Hierodulen der Liebesgöttin sich durch ihren Stirnschmuck als der Ischtar zugehörig bekannten. Auch der Armreif soll das Zeichen Jahwes tragen. An der hellsten Stelle des Wohnraums, am Türpfosten, soll ein Text aus dem Deuteronomium auf den weißen Wandverputz gemalt sein, und solche Texte sollen auch auf den Wänden der Torhalle des Stadttors stehen, wo die Bürgergemeinde sich zu versammeln pflegt. Wir sehen: Dtn 6,6–9, dieser Text über das Lernen des neuen, umfangreichen Glaubenstextes Israels, führt uns weit über alles Lerntechnische hinaus in das normale Lebensgeschehen, das allerdings ganz und gar von diesem Text begleitet sein soll.

»Kurzformeln des Glaubens«

Wollte man moderne didaktische Begriffe gebrauchen, dann könnte man bei dem in Dtn 6,4–9 Israel anempfohlenen Lernen des Glaubens von »textorientiertem Lernen« sprechen. Doch das Deuteronomium enthält ebenfalls Anweisungen zu »situationsorientiertem« und »situationsreflektierendem« Lernen.

Der klassische Fall ist die jährliche Familienwallfahrt nach Jerusalem, bei der in einem Korb die Erstlinge der Feldfrüchte mitgenommen werden. Sie war wohl identisch mit der Wallfahrt am Laubhüttenfest. Nach der Darbringung spricht der Familienvater das sogenannte kleine historische Credo. Es deutet den Segen der jetzigen Ernte als Frucht der Befreiung der Ahnen aus der Not in Ägypten durch Jahwe (Dtn 26,5–10). Wohl bei der gleichen Gelegenheit spricht der Vater auch in jedem dritten Jahr eine Erklärung, er habe in voller Weise so, wie Jahwe es will, für die Armen gesorgt (26,13–15). Der Gang des Jahres führt also zu einer Station, wo der Familienvater sich und andern öffentlich die Wirklichkeit seines Lebens deutet.

Solch ein Bekenntnis kann auch in spontan erstehenden Situationen nötig werden, und auch hierzu gibt das Deuteronomium einen Vorentwurf. Wenn nämlich den Kindern, die in dieser wahren Kontrastgesellschaft heranwachsen, der Unterschied zu den umgebenden Völkern aufgeht und sie die Eltern fragen, warum die Israeliten denn nicht so leben wie die anderen, dann muß ihnen geantwortet werden. Wie die Antwort lauten könnte, ist in Dtn 6,21–25 vorformuliert. Wieder handelt es sich um ein kleines historisches Credo.

Vielleicht haben wir hier einen Hinweis darauf, was eigentlich der »Sitz im Leben« von sogenannten »Kurzformeln des Glaubens« sein sollte, wie sie heute immer wieder gefordert werden, aber offenbar nicht gelingen wollen.

Das »festliche Lernritual«

Neben das Lernen und Rezitieren des Grundtextes des Glaubens und neben die in diesem Text vor-entworfene gläubige Deutung voraussehbarer Lebenssituationen tritt dann im Deuteronomium noch eine dritte Gestalt des Lernens. Sie ist für uns vielleicht am befremdendsten. Man könnte vom »festlichen Lernritual« sprechen. Die Anweisung dazu steht in Dtn 31,10–13:

Am Ende jedes siebten Jahrs,
in einer der Festzeiten des Brachjahres,
nämlich beim Laubhüttenfest,
wenn ganz Israel zusammenkommt,
um an der Stätte, die Jahwe auswählt,
das Angesicht Jahwes, deines Gottes, zu schauen,
sollst du diese Tora vor ganz Israel laut vortragen.
Versammle das Volk
– die Männer und Frauen, Kinder und Greise,
auch die Fremden, die in deinen Stadtbereichen Wohnrecht haben –,
damit sie zuhören
und damit sie lernen
und Jahwe, euren Gott, fürchten
und darauf achten, daß sie alle Worte dieser Tora halten.
Vor allem ihre Söhne, die noch keine Kenntnis haben, sollen zuhören
und lernen, Jahwe, euren Gott, zu fürchten.

In Wirklichkeit ist allen hier Beteiligten der vorgetragene Text voll bekannt. Es ist eine Fiktion, daß die Kinder ihn erstmalig hören, denn sie schlafen ja jede Nacht neben ihrem Vater, der ihn beim Schlafengehen und beim Aufstehen rezitiert. Nur *so*, als von den levitischen Priestern und den Ältesten vorgesprochene und von den versammelten Tausenden im Chor nachgesprochene sprachliche Brandung, haben sie ihn noch nicht erlebt. Aber genau da erleben sie ihn eigentlich erst in seiner vollen Realität.

Bei diesem Lernen entsteht in ihnen jener innere Schauer und jene innere Faszination, die das Deuteronomium als die »Frucht Jahwes« bezeichnet. Ihr archetypischer Ort ist die Offenbarung am Horeb, der »Tag der Versammlung« (Dtn 18,16) in seiner Urgestalt, der Tag des Bundesschlusses, wie er am Anfang der rezitierten Tora, in Dtn 5, geschildert wird. Im rituellen Spiel des Lernens eines ganzen Volkes gerät dieses wieder in die Ursituation hinein, aus der seine Lebensordnung entspringt.

Das geschieht in dem Augenblick, wo es von neuem als Gottesvolk in ganzer Reinheit hergestellt ist. Denn die Schulden, die ein Volksgenosse gemacht hat, werden ihm im 7. Jahr erlassen (Dtn 15,1–6). Wer wegen seiner Schulden Sklave geworden war, wird in diesem Jahr freigegeben und erhält soviel an Gütern, daß er eine neue Existenz beginnen kann (15,12–18). Die ursprüngliche Egalität und Bruderschaft vor Jahwe ist wieder da, und das höchste und freudigste der Feste ist gekommen, wo das ganze Volk in Jerusalem eine rauschende siebentägige Fête bei Essen, Trinken und Tanz feiert (16,13–15). Mitten in diesem Fest ereignet es sich dann: In einem öffentlichen Lernritual steht Israel als »Versammlung« wieder am Horeb, und die Gesellschaft Jahwes wird im kollektiven Bewußtsein neu geboren. Was früher vielleicht der Opferkult geleistet hat, selbst das ist jetzt vom Lernen geprägtes Ritual in einer unglaublich säkularen, jedoch keineswegs das große Fest entbehrenden Gesellschaft.

Ein Lied

Es gibt sogar noch eine vierte Form des Lernens: Lernen gewissermaßen auf Vorrat für den Katastrophenfall. Unmittelbar nach der Anweisung zum großen Lernritual in jedem siebten Jahr lehrt Mose die Israeliten noch ein »Lied«, das sie ebenfalls durch die Generationen weitergeben und rezitieren sollen, das sogenannte Moselied, Dtn 32,1–43.

Die Pflicht zum Weitergeben und Rezitieren des Lieds durch die Generationen ist ausgesprochen in Dtn 31,21 und 32,46–47. In 31,21 heißt es, dieses Lied werde nicht »vergessen werden weg vom Munde seines Samens«. Die Einheitsübersetzung verdeutlicht hier zutreffend: »seine Nachkommen werden es nicht vergessen, sondern es auswendig wissen.« Noch besser wäre vielleicht: »werden es nicht vergessen, sondern es regelmäßig rezitieren.«

Das Moselied ist, nun in poetischer Form, nochmals so etwas wie ein historisches Credo, selbst den Abfall Israels und den vernichtenden Zorn Jahwes miteinschließend, ebenso allerdings dann Hoffnung machend auf neue Zuwendung Jahwes zu seinem Volk nach der Katastrophe. Selbst diese an sich niemals wünschenswerte Randmöglichkeit der Geschichte der Jahwegesellschaft wird also lernend schon im voraus zu bewältigen versucht.

Eine Theologie des Lernens

Auch damit ist noch lange nicht alles gesagt, was im Zusammenhang mit dem Deuteronomium vom Thema »Lehren und Lernen« zu berichten wäre. Denn neben diesen Ortsanweisungen für das Lernen in der vom Deuteronomium angezielten Synthese von Staat und Jahwegesellschaft gibt es nun auch noch so etwas wie eine alles fundierende Theologie des Lernens. Jahwe ist der große, göttliche Erzieher Israels, und Mose ist der große archetypische Lehrer Israels. Es gibt ferner bestimmte Rollen in Israel, die bezüglich der Tora besondere Aufgaben übernehmen: Priester, König und Propheten.

Noch wichtiger ist aber die Frage, welchen Institutionen dieser deuteronomische Gesellschaftsentwurf für das Lernen des Glaubens nichts mehr zutraut. Es ist die »Schule«, deren Herauslösung aus dem weisheitlichen Bildungspluralismus man sich offensichtlich nicht mehr vorstellen kann, und es ist der »Kult« des alten Typs, also der lokale Kult und selbst am Wallfahrtsort das früher alles bestimmende la-treutische Opferritual. Im Deuteronomium wird die ganze Hoffnung für die lernende Aneignung des Glaubens einerseits auf die Familie geworfen, die dafür auch Techniken der Schule übernehmen muß, und andererseits auf die große allgemeine Volksversammlung, die auch das übernimmt, was früher der hohe Kult leistete.

Worauf es ankommt

Irgendwie ist dieser Entwurf eines den Glauben durch Lernen weitergebenden Jahwestaates sicher weit weg von unseren heutigen Problemen. Der Traum vom christlichen Staat ist ausgeträumt. Auch das Deuteronomium ist unter dieser Rücksicht ja Utopie geblieben. Joschijas Reform versank mit seinem unseligen Tod vor Megiddo (609), der Staat Juda war am Ende, als 586 Stadt und Tempel von Jerusalem zerstört wurden. Nach dem Exil kam es zu einer neuen Existenzform des Gottesvolkes, die ganz anders wieder kultisch orientiert war. Vieles aus dem Deuteronomium behielt seine Bedeutung. Die Idee, eine Ge-

sellschaft vor allem auf das Lernen einer Tora aufzubauen, wurde sogar im Lauf der Jahrhunderte für das Judentum immer bestimmender. Trotzdem war gerade jener springende Punkt aufgegeben: Daß das Lernen des Glaubens eine Jahwegesellschaft ermögliche, die die Gestalt eines Staates habe.

Die Kritik, die die weitergehende Geschichte an der deuteronomischen Betonung des Lernens für das Weiterleben von Jahwevolk anbrachte, geht sogar noch tiefer. Das Lernen selbst, auch wenn es von den Schulen abgelöst und der Familie und der großen Versammlung anvertraut ist, kann allein nicht alles tragen. Die Menschen bleiben frei. Sie können ihr Bewußtsein gleichzeitig anderem öffnen. Sie können Jahwes Willen kennen und ihn trotzdem nicht tun. Noch in der deuteronomischen Bewegung selbst ist dies eingesehen worden, wenn auch erst in ihren allerletzten Zeugnissen aus der Zeit des späten babylonischen Exils. Damals haben die Editoren des Jeremiabuches, die der deuteronomischen Theologie und Sprache zumindest sehr nahestanden, die Weissagung vom »Neuen Bund« formuliert. Der Bund mit den Vätern ist am Ende, weil Israel ihn gebrochen hat. Doch der Tag wird kommen, an dem Jahwe einen neuen Bund schließt. Er wird eine Gesellschaft heraufführen, in der die Tora nicht mehr gelernt werden muß. Jahwe gibt sie jedem einzelnen ins Herz:

Keiner wird mehr den anderen lehren müssen.

Keiner wird mehr seinem Bruder sagen müssen: Lerne Jahwe kennen!

Vielmehr werden mich alle kennen,

vom Kleinsten bis zum Größten (Jer 31,34).

Die Aussage, Jahwe werde seine Tora »in ihr Inneres legen«, und »auf ihr Herz« werde er sie »schreiben« (Jer 31,33), ist keineswegs so eindeutig, wie sie uns aus Gewohnheit erscheint. Ist damit gemeint, Jahwe werde bewirken, daß die Freiheit der Israeliten unter dem neuen Bund sich immer für Jahwes Sozialordnung und nie mehr gegen sie entscheiden werde? Oder ist damit gemeint, daß Jahwe dafür sorgen werde, daß auch ohne große Lernmechanismen jeder die Tora klar im Gedächtnis und damit im Bewußtsein habe? Vermutlich doch das erste. Der Zusammenhang jedenfalls legt das näher: dort geht es um Bundesbruch, also um die Entscheidung der menschlichen Freiheit, nicht um die Frage, ob die Mechanismen der Weitergabe des Glaubens funktioniert hätten oder nicht. So besagt dieser Text wohl noch nicht einmal, daß es unter dem »neuen Bund« kein Lernen der Tora mehr geben werden. Was so klingt, ist dialektische Rede, wie die prophetische Rhetorik sie liebt. Das ganze Lernen der Tora wird durch sie nur relativiert, wird zu einem Nichts erklärt angesichts dessen, worauf es letztlich ankommt: daß die je neue Freiheitsentscheidung auf Jahwe hin und nicht von Jahwe weg fällt.

Jesus, der Lehrer

Die frühen christlichen Gemeinden waren überzeugt, Jesus habe den verheißenen neuen Bund gebracht und sie selbst lebten in ihm. Wir sind uns, wenn wir vom »Neuen Bund« oder vom »Neuen Testament« reden, oft kaum genügend dessen bewußt, daß diese Begriffe engstens mit der Frage des Lebens nach Gottes gerechter Sozialordnung, der Tora, und mit der Frage der Weitergabe dieser Sozialordnung durch Lehren und Lernen verknüpft sind. Der springende Punkt ist zwar ein anderer: daß uns nämlich aus der Kraft von Jesu Tod und Auferstehung der Heilige Geist ins Herz gegeben ist, der uns allererst die Kraft gibt, nach dieser Sozialordnung zu leben und so neue Gesellschaft Gottes in dieser Welt, Kirche, zu sein. Aber die selbstverständliche Voraussetzung solcher Aussagen ist die, daß es eine solche Tora gibt und daß sie durch Lehren und Lernen weitergegeben werden muß. Daher müßte gerade die Behauptung

der Christen, sie lebten im »Neuen Bund«, zugleich engstens mit der gleichsam deuteronomischen Theorie einer den Jahweillen durch Lernen und Rezitieren von Texten weitergebenden Kirche verbunden sein.

Jesus selbst wird uns durchaus im Rahmen derartiger Vorstellungen geschildert. Zu seiner Zeit war ja der Gedanke eines aus dem Lernen lebenden Israel nirgends lebendiger als bei der Partei der Pharisäer. Jesus stand ihr näher als wir gewöhnlich meinen. Von den in den Evangelien erhaltenen Jesustraditionen wird er vor allem anderen als »Lehrer« bezeichnet. Die, welche sich ihm anschlossen, hießen seine »Schüler«. Unser übliches Wort »Jünger« ist ein bibelsprachliches Sonderwort und dient der Verschleierung und Mystifizierung eines Sachverhalts, für den wir normalerweise das Wort »Schüler« verwenden. Jesus lehrte zwar anders als die Pharisäer. Er lehrte »wie einer, der Macht hat«. Das hängt damit zusammen, daß der »Neue Bund« am Kommen ist. Aber das darf uns doch nicht vergessen machen, daß er eben »lehrte«.

Vermutlich müßten wir viel genauer fragen, inwiefern jene Kontrastgesellschaft, als die die frühen christlichen Gemeinden sich verstanden, nicht ähnlich wie die Gesellschaft des Deuteronomiums und wie die pharisäische Konzeption des richtigen Israel entscheidend um Lehren, Lernen und Rezitieren des Gotteswortes herum konstruiert war. Die bittere Trennung der christlichen Kirche vom jüdischen Mutterboden genau in dem Augenblick, in dem dort das pharisäische Konzept sich durchsetzte, zeigt zwar, daß man mit tiefgreifenden Unterschieden rechnen muß. Aber sie beziehen sich vor allem auf die Stellungnahme zu Jesus von Nazaret, vielleicht noch, im Zusammenhang mit dessen eschatologischem Anspruch, den »Neuen Bund« zu bringen, auf die Weise des Lehrens und Lernens. Daraus folgt keineswegs, daß die »Lehre« und das »Lernen« als solche in der Konstruktion dieser neuen, auf Jesus den Lehrer aufbauenden Kontrastgesellschaft weniger bedeutsam gewesen wären.

Die »andere« Gesellschaft Jahwes

Irgendwie wissen wir ja auch um diese Dinge. Wir wissen, daß der »Glaube aus dem Hören« kommt, wir wissen, daß die »Kirche aus dem Wort« lebt. Wieder woanders wissen wir, wie wichtig die »reine Lehre« und das »Dogma« ist. Und nochmals woanders wissen wir, daß christlicher Glaube nicht ohne »Predigt« und nicht ohne »Katechese« weitergeht.

Wir wissen das alles, und doch ist uns vielleicht nicht genügend im Bewußtsein, wie sehr da, wo dies alles anfang, das Lehren, Lernen und Rezitieren mit der ganz zentralen Frage der richtigen Konstruktion der Jahwegesellschaft in unserer Welt verbunden war.

Unsere nachmoderne Gesellschaft hat ihre Orte, wo das »Wissen«, das sie konstituiert, weitervermittelt wird: Familie, Schule, Jugendszene, die großen Medien und anderes mehr. Die Kirchen versuchen, hier überall präsent zu sein. Es gelingt nach Maßen. Wie weit diese Präsenz für die Weitergabe des wirklichen Glaubens genügt, ist nochmals eine andere Frage. Wird nicht noch im ganzen ein Weltwissen weitergegeben, das dem Glauben den Boden entzieht? Der Kirchenansatz des Deuteronomiums läuft darauf hinaus, daß der »anderen« Gesellschaft Jahwes auch ein anderes Lehren, Lernen und Rezitieren entsprechen muß. So stellt sich uns die Frage, ob wir nicht um des für die Kontrastgesellschaft Gottes in dieser Welt essentiellen Lernens des Glaubens willen das für uns so selbstverständliche Zusammenspiel mit den Wissensvermittlungsinstitutionen unserer Gesellschaft neu überdenken müssen.

Die deuteronomischen Reformer, denen unsere Überlegungen galten, waren jedenfalls der Meinung, es gehöre zum Glauben, aus dem Land, in dem man bisher gelebt hat, auszuziehen und in ein anderes Land zu ziehen, das Gott den Seinen bereitet hat. Für ihre eigene Situation haben sie das vor allem als Einführung eines neuen Lehrens und Lernens gedeutet. Wie die spätere Geschichte gezeigt hat, war ihr Denken eher noch nicht radikal genug, denn sie lebten noch in der Hoffnung, den Staat selbst verwandeln zu können.

Norbert Lohfink ist Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main. Der vorliegende Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Vortrags vor dem Deutschen Katecheten-Verein am 24. 9. 1982 in Leitershofen. Der volle Vortrag mit ausführlichem Anmerkungsapparat ist veröffentlicht in: Katechetische Blätter 108 (1983) 84–99 («Glauben lernen in Israel»). Adresse des Verfassers: Offenbacher Ldstr. 224, 6000 Frankfurt a. M. 70.